

Bericht vor der Landessynode

Es gilt das gesprochene Wort! Sperrfrist: 15.6.07, 11:30 Uhr

Wie geht evangelisch?

„Wie geht evangelisch?“ war der Titel einer Talkreihe während des Kirchentages vor dem Dom in Köln. Solus Christus, sola gratia, sola scriptura, davon war die Rede, von der Freiheit eines Christenmenschen, von der Rechtfertigung allein aus Glauben und von der Verantwortung des einzelnen Gewissens in Kirche und Gesellschaft. Wir haben in unserer Synode in den vergangenen Jahren diese Fragen immer wieder traktiert, nach dem evangelischen Profil gefragt und in eben diesen Punkten aus der reformatorischen Tradition heraus Orientierung gefunden. Da ist für eine lutherische Kirche sicher immer zuallererst Luther zu zitieren: „Es ist notwendig, daß der Mensch gerecht ist vor allen Werken, und ohne alle Werke von Gott angenommen wird, bloß durch die Gnade, die der Glaube glaubt und ergreift. Denn der Glaube macht nicht gerecht wie ein Werk, sondern deshalb macht er gerecht, weil er die Barmherzigkeit ergreift, die in Christus dargeboten wird.“¹ Hier liegt der Grund des Evangelischen, so geht evangelisch: Vor allem was ich tue, vor allem, was ich meine, zu leisten im Leben, hat Gott schon Ja zu mir gesagt. Vielleicht müssen wir das heute auch in die Sprache der Ökonomie übersetzen: Du hast schon ein Plus auf deinem Lebenskonto, bevor du irgendetwas eingezahlt hast. Gott setzt dich in die schwarzen Zahlen, selbst wenn du überziehst. Das ist eine Entlastung von Leistungs- und Selbstrechtfertigungsdruck, die in unserer Zeit von großem Gewicht ist.

Der Kirchentag in der vergangenen Woche war sicher auch ein Markenzeichen von „evangelisch“. Das gilt vor allem, weil hier der Partizipationsgedanke, den wir aus den reformatorischen Überlegungen ableiten, zum Schlüssel des Erfolgs wird. 50 Prozent der Teilnehmen-

den bringen auch etwas ein, sind Beteiligte durch ihre Beiträge ob nun per Wort oder Musik oder durch die Quartiergebung und mit dem Bereitstellen von Mahlzeiten oder durch eine Koje im Markt der Möglichkeiten. Viele Engagierte aus dem Bereich unserer Landeskirche habe ich dabei übrigens getroffen, das hat mich gefreut. Die hannoversche Landeskirche prägt den Kirchentag mit und nimmt vom Kirchentag Impulse mit in unsere Gemeindegarbeit vor Ort.

Im Kirchentag wird das Priestertum aller Getauften bzw. aller Gläubigen² umgesetzt auf vielfältige Weise anschaulich. Mich hat wieder beeindruckt, wie intensiv die Diskussionen wahrgenommen wurden, sei es zu Fortpflanzungsmedizin oder Europa, sei es zum Ehrenamt oder dem Verhältnis von Theologie und Naturwissenschaft – wohlgemerkt trotz schwülen 32 Grad! Verständlicherweise fand ich den hannoverschen Kirchentag vor zwei Jahren noch besser als den Kölner in diesem Jahr, allein unser Messegelände ist einladender und die Innenstadt kompakter. Aber das will ich festhalten mit Blick auf Köln: Spiritualität und Theologie, politisches Handeln und gesellschaftliche Verantwortung, Gottesdienst und Feier, sie gehören zusammen im Protestantismus. Das haben die Tage in der vergangenen Woche deutlich gezeigt.

1. Fortentwicklung

„Kirche der Freiheit“, das Impulspapier der EKD zur Reform unserer Kirche, hat bei vielen Diskussionen in Köln eine Rolle gespielt, bzw. war der cantus firmus in manchem Hintergrund, manchmal gar im Vordergrund. Wie „geht nun evangelisch“ mit Blick auf unsere Weltverantwortung? Und was heißt das nun alles für unsere Landeskirche, wie können wir umsetzen, was der Reformprozess der EKD anregt?

Die gehaltenen und ungehaltenen ca. 70 Statements, in der Dokumentation des Kongresses nachgelesen werden können, zeigen die Bereitschaft, den durch das Impulspapier angesto-

¹ Martin Luther, In primum librum Mose enarrationes, 1535/45, in: WA 42;192,4.

² Da wir auch dies schon einmal in der Synode diskutiert haben: Luther selbst unterscheidet nicht zwischen denen, die glauben und denen, die getauft sind! Die Glaubenden seiner Zeit wurden schlicht alle getauft. Bernhard Lohse schreibt: „Was die Begründung seiner Auffassung betrifft, so deutet Luther das allgemeine Priestertum entweder von der Taufe oder vom Glauben her. ... Es ergibt sich von da aus, daß das allgemeine Priestertum nicht einfach als die ‚objektive‘ Taufgabe zu verstehen ist, sondern, daß es hier auf das Verhältnis von Taufe und Glaube ankommt.“ (Bernhard Lohse, Luthers Theologie in ihrer historischen Entwicklung und in ihrem systematischen Zusammenhang, Göttingen 1995, S. 309f.) Das, denke ich, ist entscheidend: Anteil am Priestertum aller Glaubenden hat, wer getauft ist und glaubt, den eigenen Glauben umsetzt, lebt, ob nun ordiniert oder nicht, ob haupt- oder ehrenamtlich in der Kirche tätig.

ßenen Reformprozess zu konkretisieren, zu differenzieren und zu regionalisieren. Bei fast allen war zu erkennen, dass versucht werden soll, in der eigenen Landeskirche, Region, Gemeinde bzw. dem eigenen Arbeitsbereich diese Impulse aufzunehmen.

Und das ist ja durchaus beachtenswert: Bis zum Ende des Zukunftskongresses wurde das Impulspaper 35.500mal im Kirchenamt der EKD angefordert und 264.777 Mal wurde es von der Homepage der EKD heruntergeladen. Zudem scheint sich die Diskussion durch den Zukunftskongress eher zu verstärken als abzuflauen. Das sehe ich als positives Zeichen für eine gemeinsame Diskurskultur in der EKD.

Insgesamt wurde klar: Die Reformimpulse werden auf breiter Basis aufgenommen, ein „Zurück gibt es nicht mehr“ (so Bischof Huber in seiner Schlussrede). Und zugleich ist öffentlich deutlich geworden, dass dieser gemeinsame Reformprozess in typisch protestantischer Weise eingeschlagen worden ist, also öffentlich und kritisch, diskursiv und vielfältig, partizipativ und gemeinsam.

Ich zitiere aus einer internen Auswertung der EKD: „Von keinem der Beteiligten ist Wittenberg missverstanden worden als Synode oder Kirchentag, als akademisches Oberseminar oder prophetischer Hügel, sondern der Intention des Kongresses gemäß als Katalysator des Reformprozesses und Beschleuniger der Impulse. Darüber hinaus konnte man allen Teilnehmenden eine hohe Bereitschaft abspüren, diesen Prozess voranzutreiben und ihn bei hinreichender Differenzierung im Blick auf die je spezifische Situation zu einem eigenen Prozess werden zu lassen. Die auf dem Kongress gefundenen Formen des Sich-Einbringens hat einen hohen Grad von Commitment und Selbstverpflichtung erbracht, der positive Wirkungen in den jeweiligen Arbeitsfeldern erwarten lässt, aus denen die Teilnehmenden gekommen sind.“

Die Synode der Evangelischen Kirche in Deutschland wird sich im November in Dresden dem Thema „Aufbruch in der Kirche“ widmen. So wird der Prozess jetzt in die gewählten Gremien gegeben, ohne dass Impulse aus dem Bereich der Diakonie, der Bildung, der Öffentlichkeitsarbeit, der Finanzreferenten zurückgesetzt werden. Ich denke, es trifft zu, wenn gesagt wird, der deutsche Protestantismus signalisiere mit diesem Prozess, dass er die Herausforderungen der Zukunft gemeinsam bewältigen will. Es geht darum, die Ungleichzeitigkeit der Herausforderungen nicht als Trennungsgrund, sondern als Aufforderung zur Gemeinsamkeit zu verstehen, die eine stärkere Vernetzung und optimalere Kooperation als

sinnvoll erscheinen lassen. Sich auf einen solchen offenen, diskursiven Prozess einzulassen, das ist gut evangelisch, denke ich.

Unter den rund 300 Delegierten und Gästen, die in Wittenberg am letzten Januarwochenende zusammen kamen, waren 22 Personen aus unserer Landeskirche. Wir haben in je einer Sitzung vor- und nachbereitet und uns gut auf die verschiedenen Arbeitsgruppen verteilt. Allein für die Gruppe 11, die sich mit dem Zusammenspiel von großen und kleinen Kirchen befassen sollte, hatte sich zunächst niemand freiwillig gemeldet. Da haben wir dann den geistlichen Vize-Präsidenten sehr nachdrücklich gebeten... Die Bedrängung, die manche kleine Landeskirche durch den Vorschlag empfunden hat, bis 2030 die Zahl der Landeskirchen auf 16 zu reduzieren, war deutlich. Wir können in aller Freiheit sagen, denke ich: Wir sind zu Kooperationen und Zusammenschlüssen bereit, halten sie auch für sinnvoll, weil wir in Niedersachsen ja erleben, wie mühsam manchmal die Kooperationsnotwendigkeiten etwa gegenüber dem Land oder auch in der Arbeits- und Dienstrechtlichen Kommission sind. Wir werden Zusammenschlüsse aber nicht initiieren, weil erleben, dass solche Initiativen allzu leicht als Druck der großen Landeskirche auf die kleineren wahrgenommen werden und derartige Strukturdebatte leicht allzu viele Kräfte verschleifen, die wir anderen Orts brauchen.

Mit einer gewissen Trauer oder auch Bestürzung mussten wir wahrnehmen, dass eine sehr ausgereifte, substantielle Initiative zum Zusammenschluss der Landeskirchen von Thüringen und der Kirchenprovinz Sachsen an zwei Stimmen gescheitert ist. Präsident von Vietinghoff hatte sich von unserer Seite besonders engagiert eingebracht. Hier waren sich zwei nahezu gleichgroße Partner mit unprätentiöser Gebärde einig geworden. Ich hoffe, es gibt einen zweiten Anlauf. Deutlich ist jedenfalls für mich, dass wir als hannoversche Landeskirche vor allem unser eigenes Haus zukunftsfähig zu gestalten haben. Dass die Synode hierzu die Kraft hat, hat sie mit Aktenstück 98 bewiesen. Keine Synode zuvor hat wohl gemeinsam mit den anderen kirchenleitenden Organen ein solch umfangreiches Entscheidungswerk zu verantworten gehabt. Da achte ich Ihre Standfestigkeit hoch, die der Landeskirche Orientierung gegeben hat.

Aber in Wittenberg stand das Thema Gliederung der Landeskirchen - anders als die Medien suggerierten - überhaupt nicht im Vordergrund. In großer Kreativität wurde vielmehr über Gemeindemodelle, die Bedeutung des Ehrenamtes, den Qualitätsbegriff und Mitarbeitermotivation diskutiert. Es ist ein Novum, dass Beteiligte aus sehr verschiedenen Landeskirchen sich zu gemeinsamen Thesen austauschen. Ich denke etwa an meine Arbeitsgruppe

zum Leuchtfeuer 2. Wenn über gestufte Mitgliedschaft die Rede ist, denken wir im Westen oft an Ausgetretene, die doch eine Beziehung zu „ihrer Kirche“ suchen. Im Osten wird an Menschen gedacht, die sich nicht vorstellen können, sich taufen zu lassen, aber etwa über den Chor mit der Gemeinde verbunden sind. Doch, da war eine Stimmung des Aufbruchs und der Gemeinsamkeit, die Impulse für die Zukunft gesetzt hat.

In gutem Sinne evangelisch war der wegweisende theologische Vortrag des Ratsvorsitzenden Bischof Huber zur Kirche der Freiheit. Wer dem Impulspapier eine zu ökonomistische Sprache vorgeworfen oder einen Mangel an Theologie beklagt hatte, konnte hier die entscheidenden theologischen Wegweisungen finden. Wolfgang Huber betonte: „Dies ist der Kern aller christlichen Glaubensfreiheit: Sie ist Freiheit von der Sünde und Freiheit zum Gotteslob; sie ist in Gottes Gnade und Barmherzigkeit gegründet, in Christi Sterben und Auferstehen offenbar, in der Heiligen Schrift bezeugt und im Glauben ergriffen. Diese Befreiung von Furcht und Zittern enthält eine existenzielle Kraft in sich. Durch sie wird der christliche Glaube zu einer Lebenshaltung, die von Gottvertrauen und Zuversicht geprägt ist und sich deshalb an die Aufforderung des Apostels hält: ‚Zur Freiheit hat uns Christus befreit! So steht nun fest und lasst euch nicht wieder das Joch der Knechtschaft auflegen!‘ (Galater 5,1) „³

Auch die Bibelarbeit von Prof. Eberhard Jüngel, die Morgenandacht unserer Landessuperintendentin Oda-Gebbine Holze-Stäblein und die Predigt im Schlussgottesdienst von Bischof Axel Noack waren Highlights der Kirche des Wortes in Wittenberg. Da kamen die Konzentration auf das biblische Zeugnis und die glänzende theologische Kompetenz des reformatorischen Glaubens bestens zur Geltung. All das können Sie nachlesen bzw. nachhören unter www.ekd.de. Protestantisch war auch die hervorragend organisierte Form des Mitredens, bis hin zum von der Kulturbeauftragten Dr. Petra Bahr moderierten Losverfahren der Redebeiträge, die, auf drei Minuten reduziert, hohe Konzentration erforderten. Die Methode erschien mir zunächst etwas zwanghaft, hat aber eine hohe Konzentration und gleichzeitig ein spannungsvolles Überraschungsmoment enthalten.

In Wittenberg wurde deutlich über das Impulspapier hinausgedacht. Gerade die von unserem Pastorenausschuss und manch anderem monierte Geringschätzung der Bedeutung der Pastorinnen und Pastoren vor Ort, ja der Ortsgemeinde wurde zurecht gerückt. Prof. Isolde Karle etwa sagte in ihrem Beitrag: „Das Potential alltäglicher Kontaktmöglichkeiten vor Ort, die das

³ Vgl. Kirche der Freiheit, S. 21.

Gefühl von Zugehörigkeit, von Vertrautheit und Beheimatung ermöglichen, wird nicht reflektiert und überdies durch eine ausgeprägte Tendenz zu Zentralisierung und Regionalisierung noch weiter zurück gedrängt.“⁴ Vehement hat sich Isolde Karle gegen eine Reduzierung der Ortsgemeinden ausgesprochen, eine Argumentation, die viele in Wittenberg geteilt haben. Am Ende wurde deutlich: es sollte weniger von Profildgemeinden die Rede sein als von einer Profilierung der Ortsgemeinden. Die Erfahrung mit unserer Kirche vor Ort ist oft entscheidend für die religiöse Bindung, ja in der Regel entscheidender als Begegnungen mit Kirche bei Gelegenheit. Mir war sehr wichtig, das sich an diesem Punkt in Wittenberg die Akzentsetzung des Impulspapiers verschoben hat. Gerade eine ländlich geprägte Landeskirche wie unsere ist sich bewusst, wie entscheidende die Präsenz des Pfarramtes, der Kirche vor Ort ist. Und in den Kürzungsnöten wissen wir ja auch, wie schmerzlich es ist, wenn an dieser Stelle gespart werden muss.

Bei der Auswertung des Wittenberger Kongresses haben wir als Teilnehmende aus unserer Landeskirche (viele sind ja heute anwesend und werden sicher ergänzen) diskutiert, wo wir Schwerpunkte setzen wollen. Präsident von Vietinghoff hat diesen Diskussionen entsprechend auf die Anfrage der EKD nach gliedkirchlichen Beiträgen zum genannten Reformprozess am 30. Mai für unsere Landeskirche erklärt, dass wir gern bereit sind, unsere Initiativen zur Fortbildung Ehrenamtlicher einzubringen, eventuell in Kooperation mit der badischen Landeskirche, die zu einer solchen Zusammenarbeit die Anregung gegeben hat. Zudem könnten wir uns vorstellen, den Themenschwerpunkt Bildung weiter zu entfalten. Als besondere Kompetenzzentren haben wir die Fundraisingaktivitäten bis hin zu einem möglichen Fundraisingzentrum sowie unser Zentrum für Gottesdienst und Kirchemusik im Michaeliskloster Hildesheim angeboten. Wir haben in diesen Arbeitsfeldern – wie natürlich auch in anderen – hervorragende Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter mit einer hohen Fachkompetenz. Ob und wie dies EKD-weit fortzuentwickeln oder zu nutzen und ja auch mitzufinanzieren wäre, muss nun auf EKD-Ebene geklärt werden. Dort soll eine Projektstelle entstehen, die den Reformprozess koordiniert und begleitet. Wir dürfen gespannt sein, was sich entwickelt.

Ich denke, wir sind als hannoversche Landeskirche für diesen Prozess gut aufgestellt. Mit der Umsetzung von Aktenstück 98 hat diese Landessynode eine Voraussetzung dafür geschaffen, dass wir mit einem ausgeglichenen Haushalt in die Zukunft gehen können und so auch

⁴ Kirche der Freiheit S. 55.

Freiräume haben, über klare Akzente unseres Profils nachzudenken. Dass die Umsetzung nun in den Kirchenkreisen und in mancher Einrichtung auch zu schmerzhaften Kürzungsdiskussionen führt, ist mir sehr bewusst. In den kirchenleitenden Gremien müssen wir das wahrnehmen, diese Belastungen auch ernst nehmen. Viele vor Ort erleben einen großen Druck und sind manchmal entmutigt, wie wenig Aufbruchstimmung herrscht, wie wenig das zum Zuge kommt, was ja gut evangelisch ist: Das Wort im Mittelpunkt. Da müssen wir uns mahnen lassen von Luther: „Alle Predigt und Lehre, die uns nicht Jesus Christus bringt und vor Augen stellt, ist nicht das tägliche Brot und Nahrung unserer Seele. Sie können auch nicht helfen in einer einzigen Not und Anfechtung.“⁵

Zusammenfassend: ich denke, wir können uns in aller Freiheit in den angeregten Reformprozess einbringen. Unsere Landeskirche hat ja längst manche der Ansätze von „Kirche der Freiheit“ umgesetzt. Die Jahresgespräche mit allen Mitarbeitenden etwa, tragen vielerorts zur Motivation bei. Die Grundstandards sind eine gute Möglichkeit, die Qualitätsfrage inhaltlich zu füllen. Durch die unterproportionale Kürzung von Gemeindepfarrstellen haben wir einen klaren Akzent gesetzt. Und in den Fortbildungsangeboten wird beides gebündelt. Damit sind wir auf einem guten Weg. Auf diesem Weg bringen wir uns gern ein in den Gesamtprozess.

2. Weltverantwortung

In der Grundthese zu Leuchtfeuer 9 heißt es: „Im Jahr 2030 ist die evangelische Kirche in der öffentlichen Wahrnehmung dadurch stark, das sie gemeinsame Themen und Positionen vorgibt, die in die Gesellschaft hineingetragen und vertreten werden.“ Dieses Ziel, denke ich, hat die Evangelische Kirche in Deutschland in den letzten Wochen sehr ernst genommen. Lassen Sie mich zwei Beispiele nennen:

2.1. Israel/Palästina

Im April hat der Rat der EKD Israel und Palästina besucht. Es war eine bewegende Reise. Ein entscheidender Anlass war die Unterzeichnung eines Vertrages über die Kirchengemeinschaft zwischen der Evangelisch-Lutherischen Kirche im Heiligen Land (ELCJHL), vertreten durch Bischof Munib Younan, und der EKD aus Anlass des 100. Jahrestages der Grundstein-

⁵ Martin Luther, Auslegung deutsch des Vaterunsers für die einfältigen Laien, 1519, in: WA; 11,30.

legung der Himmelfahrtskirche. Dieser Besuch sollte auch eine Unterstützung der Kirche vor Ort dienen.

In Yad Vashem, der Gedenkstätte für den Holocaust wurde noch einmal deutlich, welche Vernichtung jüdischer und auch deutscher Kultur der Nationalsozialismus derart brutal durchgeführt hat. Die Museumspädagogik hat sich verändert, seit ich das letzte Mal dort war. Sie stellt nicht mehr das Grauen an sich dar, sondern schildert durch Biografien. Das Schicksal eines einzelnen Menschen wird nachvollziehbar: die Angst, das Grauen, die Sehnsucht nach einem sicheren Ort und – in der Regel – die Vernichtung. Das macht tieftraurig. Du siehst die junge Frau, die eine begabte Malerin war, und keine Chance bekam, zu leben, ihre Kreativität einzubringen in die Gemeinschaft. Es war ja auch bei uns in Deutschland nicht ein Dokumentarfilm, sondern ein sehr personalisierter Film wie Holocaust, der Schleusen geöffnet hat zur Wahrnehmung des Unrechts, der Vernichtung, der Zerstörung des jüdischen Volkes.

Würden wir wohl, dachte ich dabei, etwa „die Afrikaner“ anders wahrnehmen, wenn wir mit Mustafa mitringen würden, der wochenlang vom Kongo aus gewandert ist, um ein Schiff zu finden nach Europa. Er will studieren, er sucht eine Chance, die er in seinem Land nicht hat. Seine Eltern haben alles verkauft, damit er diese Chance bekommt. Oder wir würden mit Sarah bängen mit ihrem kleinen Sohn. Sie hat im Sudan keine Überlebenschance allein mit ihrem Kind. Wenn sie schon nicht leben kann, soll wenigstens er Nahrung, Obdach, Bildung, medizinische Versorgung haben. Europa ist ihre ganze Hoffnung, alles hat sie dafür gegeben.

Aber solche Geschichten gibt es eben auch aktuell auf palästinensischer Seite. In Thalita Kumi, einer vielen von uns wohl bekannten christlichen Schule in Palästina sagte ein junges Mädchen auf die Frage, ob sie sich denn vorstellen könnte, Israelis offen zu begegnen: „Ich weiß schon, dass die uns nicht alle ermorden wollen.“ Mich hat das sehr bewegt. Was für ein Lebensgefühl! Die Mauer hat mich in ihrer enormen Höhe und in ihrem Ausmaß schockiert. Mit acht Metern Höhe windet sie sich gigantisch an Häusern entlang, hat einst belebte Straßen zu öden Sackgassen werden lassen und gibt den Einwohnern ein Grundgefühl von eingesperrt sein.

Wir alle sind etwas entmutigt abgereist. Wo soll Hoffnung herkommen in einem so hoffnungslos verfeindeten Stück Erde. Die Nachrichten der vergangenen Tage über die erbitterten Kämpfe zwischen Fatah und Hamas erschüttern uns zusätzlich. Wir können uns dieser Situa-

tion nicht einfach entziehen, gerade die Deutschen haben Mitverantwortung. Die Ratsdelegation hat viele Gespräche mit beiden Seiten geführt. Wir haben versucht, den wenigen verbleibenden Christen Mut zu machen, die vielfach der gebildeten Mittelschicht angehören und keine Perspektive mehr für sich in der Region sehen, sich zunehmend auch von Muslimen und Druck gesetzt sehen. Und wir wissen doch, dass Friede im Nahen Osten ein entscheidender Faktor ist auch im Gespräch zwischen Christen, Juden und Muslimen. Der Ort, wie Bischof Huber sagte, „wo Gottes Fuß die Erde berührt hat“, Heiliges Land.

Was können wir tun? An die Politik appellieren, das Thema nicht zu ignorieren. Wir können den ÖRK unterstützen in seiner Initiative, vom 17.-21. Juni eine Internationale Konferenz unter dem Motto „Kirchen gemeinsam für Frieden mit Gerechtigkeit im Nahen Osten“ durchzuführen. Vielleicht kann die geplante „Fürspracheinitiative“ einen Impuls setzen, in einem Ökumenischen Forum für Israel/Palästina die Friedensbemühungen zu unterstützen.

Aber auch hinfahren, besuchen und zwar beide Seiten, Israel und die Palästinensergebiete. Bei den Gesprächen mit jungen Freiwilligen (fast 800 deutsche!) wurde mir deutlich, wie schnell auch wir uns für die eine oder die andere Seite stark machen. Deshalb finde ich eine Initiative des EED hervorragend, zumindest NACH dem Aufenthalt in Israel oder Palästina die Jugendlichen zusammen zu bringen.

An unsere Gemeinden kann ich nur appellieren: fahrt nach Israel und Palästina, lasst die Christen dort nicht allein und versucht, den traumatisierten Menschen auf beiden Seiten der Mauer beizustehen. Besonders empfehlen möchte ich auch das Programm „Studium in Israel“, das auf dem Ölberg inzwischen auch ein- und zweiwöchige Seminare von hervorragender Qualität und mit guter Betreuung anbietet. In Jerusalem wurde kürzlich eine Evangelische Jerusalemstiftung gegründet, die Erlöserkirche, Propstei und Gästehaus, die Kaiserin Auguste Vicotria-Stiftung auf dem Ölberg mit Himmelfahrtskirche und Touristen- und Pilgerseelsorge und das Deutsche Evangelische Institut für Altertumswissenschaft des Heiligen Landes zusammen bindet. Hier gibt es viele Anknüpfungspunkte von Touristen-. Pilger- und Bildungsangeboten für einen Besuch.

2.2 G8-Gipfel Heiligendamm

Damit kommen wir zum G8-Gipfel in Heiligendamm. Beim Kirchentag hat er immer wieder eine Rolle gespielt. Ich denke nicht, dass wir als Kirchen behaupten könnten, wir hätten bes-

sere Lösungen für die offensichtlichen Probleme. Aber wir können anmahnen, dass alle gleichermaßen gehört werden.

Auf Einladung der EKD haben sich an den beiden Tagen vor dem Kirchentag „religious leaders“ aus den G8-Staaten mit „religious leaders“ aus Afrika in Köln getroffen. Das war für mich eine spannende Diskussion und eine wichtige Konstellation. Energisch haben die afrikanischen Teilnehmenden auf die Strukturen des Unrechts hingewiesen und in aller Klarheit gesagt: Wir wollen keine Almosen, wir wollen nicht Objekte eurer Hilfe sein. Wir fordern einen Wandel der Strukturen, die uns knebeln. Wir fordern Gerechtigkeit. Wenn Globalisierung so gepriesen wird, dann muss es um eine Globalisierung der sozialen Gerechtigkeit gehen, der Lebenschancen, der Zukunftsfähigkeit.

Hier kann unsere Kirche besondere Akzente setzen, denn sie lebt vor Ort in Gemeinden in nahezu all den genannten Staaten. Besonders gefreut habe ich mich, dass mehr als 100 Gemeinden unserer Landeskirche sich bei der Aktion „8 Minuten für Gerechtigkeit“ haben registrieren lassen. Das war eine angemessene Form, durch Fürbitte und Mahnung den G8-Gipfel vor Ort zu begleiten. Mehr als 100 Gemeinden unserer Landeskirche haben sich beim EED eintragen lassen, insgesamt wird geschätzt, dass in 2000 Gemeinden Deutschlands die Glocken Menschen am 6. Juni um 18 Uhr zu einer Andacht gerufen haben, um einen „Heiligen Damm des Gebetes“ für eine Verbesserung der Lebenschancen der Menschen in armen Ländern zu errichten. Ich denke, solche Verknüpfungen unserer Ortsgemeinden mit größeren Aktionen ist wichtig, um vor Ort eingebunden zu sein in ein großes Netzwerk der Evangelischen Kirche auch in ihrer gesellschaftspolitischen Bedeutung.

Ja, auch das ist evangelisch. Und auch das ist eben gut biblisch. Das Eintreten für Gerechtigkeit, ja als Maßstab für Gerechtigkeit

3. Dialogkompetenz

Vor der Landessynode der Evangelischen Kirche Berlin-Brandenburg-Schlesische Oberlausitz habe ich im Mai einen Vortrag zur Friedensfrage gehalten. Bei der Vorbereitung hat mich Hans Küng auf eine Studie aufmerksam gemacht, die Markus Weingardt soeben zum Friedenspotential der Religionen veröffentlicht hat.⁶ Gerade in einer Zeit, in der immer wieder

⁶ Markus A. Weingardt, Religion Macht Frieden. Das Friedenspotential von Religionen in politischen Gewaltkonflikten, Stuttgart 2007.

Religion ganz offensichtlich Konflikte verschärft, ist es wichtig, auch gegenteilige Fakten zu sehen, die allzu selten wahrgenommen werden. Weingardt zeigt in mehreren Fallstudien, dass religiös motivierte Akteure zur Verminderung von Gewalt in politischen Konflikten beitragen. Am Beispiel des Konfliktes zwischen Argentinien und Chile etwa wird erkennbar, wie Christen vermittelnd wirken konnten. In Kambodscha waren es buddhistische Mönche, die bei den Friedensverhandlungen eine zentrale Rolle spielten. Im Ost-Timor Konflikt war es Friedensnobelpreisträger Bischof Belo, der maßgeblichen Anteil daran hatte, dass die grausamen Verfolgungen der Weltöffentlichkeit überhaupt bekannt wurden.

Wer die vierzig (!) Beispiele aus aller Welt in Weingardts Studie liest, kann nur staunen. Vieles davon wird öffentlich kaum wahrgenommen. Was wissen wir eigentlich über die Vermittlungsbemühungen in Sambia oder Nicaragua, auf Sri Lanka oder im Kongo? Nehmen wir überhaupt wahr, was religiös motivierte Vermittler dort leisten? Nach der Lektüre der Studie bin ich überzeugt, dass wir viel zu sehr fixiert sind auf Selbstmordattentäter, die ihr grauenvolles Tun religiös begründen, auf Fundamentalisten, die meinen, im Namen Gottes sei Gewalt zu rechtfertigen und auf Kriegstreiber mit Kreuzzugsmentalität. Die Öffentlichkeit muss endlich auch sehen, was an mühseliger Friedensarbeit geleistet wird, oft ohne finanzielle Mittel allein mit der Kraft der Überzeugung und dem langen Atem, den Glauben schenken kann.

Weingardt kommt in seinen Untersuchungen zu dem Schluss, dass Glaubwürdigkeit, Verbundenheit mit der Bevölkerung und ein Vertrauensbonus entscheidend dafür sind, dass religiös motivierte Akteure erfolgreich in gewaltsamen Konflikten vermitteln. Ihr Eintreten für den Frieden begründen sie explizit „mit ihrem Glauben bzw. aus den Überlieferungen und heiligen Schriften ihrer Religion.“⁷ Weingardt zeigt auf, dass der Erfolg der Konfliktvermittlung von religiös motivierten Akteuren „voll und ganz auf ihrer Überzeugungskraft- und Fähigkeit“⁸ beruht. Glaubhaft aber seien die Vermittelnden nur, wenn sie neben dem Vertrauen der Konfliktparteien auch die notwendigen Kompetenzen hätten, den Konflikt aus eigenem Erleben kennen und über Kontakte verfügen. Was er hier analysiert, lässt ich meines Erachtens auch auf die Bewältigung anderer Konflikte übertragen.

⁷ Ebd. S. 391.

⁸ Ebd. S. 409f.

Weingardt erkennt in den religiös motivierten Vermittlungsversuchen eine „emotionale Konfliktbearbeitungskompetenz“⁹. Das finde ich einen spannenden Begriff. Es sind die Gesten und Wagnisse, wie der Besuch eines Flüchtlingslagers, die Teilnahme an einer Demonstration, die Kontaktaufnahme mit Rebellenführern, ein Gebet im Minengebiet, die Bereitschaft, für den eigenen Friedenswillen auch ins Gefängnis zu gehen oder gar das eigene Leben zu riskieren, die Vertrauen schaffen. Es geht ja oft nicht nur um die harten Fakten, sondern um tiefer liegende Konfliktdimensionen.

Nachdem ich diese Studie wahrgenommen habe, bin ich überzeugt, wir müssen uns als Christinnen und Christen noch stärker ausbilden lassen in gewaltfreien Formen der Konfliktbewältigung. Und das gilt für alle anderen religiös motivierten Menschen ebenso. Der vorhandene Vertrauensbonus, die Verankerung vor Ort, das Verbleiben auch nach dem Konflikt, sie sind eine großartige Chance. Hier liegt ein enormes Potential, das viel bewusster ausgeschöpft werden sollte. Die Glaubwürdigkeit muss durch Fachkompetenz unterfüttert werden. Hier könnte die „Ökumenische Dekade Gewalt überwinden“ Akzente setzen, die auch in Bereichen der Gewaltüberwindung etwa in der Stadtteilarbeit greifen könnten..

Aber das geht auch uns vor Ort etwas an. Ich freue mich sehr, dass ich vor Ort immer wieder Projekten unserer Jugendarbeit begegne, die mit Jugendlichen Deeskalationsstrategien trainieren, Mediationsmethoden vermitteln, den Umgang mit Aggressionen thematisieren und neue Wege eines friedlichen Miteinanders gerade auch im multikulturellen und multireligiösen Kontext einüben. Beispielsweise denke ich an das Antikriegshaus in Sievershausen, das ich im vergangenen Monat besucht habe oder auch an die Arbeit die Klaus Burckhardt in unserer Arbeitsstelle Friedensarbeit im HKD entwickelt, wo beispielsweise eine „Friedenskarte Niedersachsen“ erstellt wird, die alle friedensinitiativen bei uns auflistet und auch eine Initiative gegen Rechtsradikalismus initiiert wird.

Der Ephorenkonvent hat sich im April diesen Jahres schwerpunktmäßig dem Dialog mit dem Islam gewidmet. In einem hervorragenden theologischen Grundsatzreferat hat uns der Präsident des Kirchenamtes der EKD Hermann Barth in das Thema eingeführt. Er hat sehr kritisch nachgefragt, ob es tatsächlich möglich sei, von dem „einen Gott“ zu reden und letzten Endes hierfür aufgrund unseres trinitarischen Gottesbildes und unserem Christusbekenntnis keine Grundlage gesehen. „Christentum und Islam sind zwar verbunden im Glauben an *einen* Gott,

⁹ Ebd. S. 415.

aber weil die Vorstellungen, die sie sich von Gott machen, so unterschiedlich sind, bleiben sie sich in vielem doch fremd.“

Dr. Max Berendt, der Beauftragte der Stadt Hannover für interkulturelle Angelegenheiten hat uns aufgeschlüsselt, welche großer Zahl sehr unterschiedlicher islamischer Organisationen wir in unseren Gemeinden vor Ort in Niedersachsen begegnen. Zudem hat er klar aufgeschlüsselt, dass bei weitem nicht alle Migranten Muslime sind und von den Muslimen nur ein Bruchteil in muslimischen Vereinigungen organisiert ist. Das war durchaus ernüchternd und hilfreich.

Im EKD-Papier „Kirche der Freiheit“ ist der Dialog mit dem Islam nur ganz am Rande angesprochen. Er ist aber ganz offensichtlich ein gewichtiges Zukunftsthema, das haben spätestens die heftigen Diskussionen auf dem Kirchentag gezeigt. Das eigene Profil entwickeln kann ja nicht bedeutet, die Kompetenz zum Dialog zu verlieren, ja Dialogkompetenz gehört zum evangelischen Profil, denke ich.

Und diese Kompetenz brauchen wir, schon heute, aber ganz gewiss für die Zukunft. Mittlerweile hat ein Fünftel der deutschen Bevölkerung einen so genannten Migrationshintergrund. Neben 50 Millionen Christen leben in Deutschland rund sechs Millionen Menschen anderer Religionen. Die größte Gruppe sind die etwa 3,5 Millionen Muslime. Viele von ihnen sind Deutsche. Sie sind hier geboren und besitzen einen deutschen Pass. In Hannover etwa wohnen und arbeiten schätzungsweise 30-40 tausend Muslime, die meisten von ihnen sind türkischstämmig. Etwa 10 Prozent von ihnen sollen in einer von 21 islamischen Religionsgemeinschaften organisiert sein. Der überwiegende Teil sind sunnitische Muslime. Ein kleinerer Teil gehört schiitischen, alevitischen oder anderen Religionsgemeinschaften an.

Es ist deutlich, dass der Islam in Deutschland ein Repräsentationsproblem hat. Zwar gibt es seit April den „Koordinierungsrat der Muslime in Deutschland“ (KRM), zu dem sich die einflussreichsten islamischen Verbände zusammengeschlossen haben, viele säkular orientierte Muslime fühlen sich vom KRM jedoch nicht vertreten. Sie verweisen darauf, dass der KRM nur 15 Prozent der in Deutschland lebenden Muslime repräsentiere und insgesamt für konservative bis fundamentalistische Positionen steht. Weiterhin ist fraglich, ob dieser Rat die Voraussetzungen für eine rechtliche Anerkennung als Religionsgemeinschaft erfüllt.

Dem „Koordinierungsrat der Muslime in Deutschland“ (KRM) gehören die Einzelverbände Ditib (Türkisch-islamische Union der Anstalt für Religion, größter Verband mit ca. 870 Moscheen), der Zentralrat der Muslime in Deutschland (mit etwa 20.000 Mitgliedern), der Islam-

rat für die Bundesrepublik Deutschland (ca. 140.000 Mitglieder) und der Verband der islamischen Kulturzentren (ca. 240 Moscheen und Koranschulen) an. Nur indirekt vertreten ist die Islamische Gemeinschaft Milli Görüs (IGMG), die eine islamisch geprägte Gesellschaftsordnung anstrebt und deshalb vom Verfassungsschutz beobachtet wird. Sie ist nicht Gründungsmitglied des KRM, aber Teil des Islamrats.

Laut einer aktuellen Meinungsumfrage vertreten fast drei von zehn Befragten die Ansicht, Muslimen sollte verboten werden, nach Deutschland einzuwandern. Dies sind deutlich mehr als vier Jahre zuvor. 91 Prozent denken beim Stichwort Islam an die Unterdrückung von Frauen. Einer europaweiten Befragung zufolge halten es 70 Prozent aller Deutschen für konfliktrichtig, wenn gläubige Muslime in einer demokratisch geprägten Gesellschaft lebten. In Frankreich sind es dagegen nur 26 Prozent. Ich denke, diese Ängste bei uns hängen zum einen mit Bildern von Terror und auch realer Unterdrückung zusammen. Aber sie sind sicher auch ein Zeichen, wie selten wir uns begegnen in unserem Land.

In Deutschland leben viele verschiedene, gläubige und weniger gläubige Muslime aus unterschiedlichen Heimatländern: die iranische Menschenrechtlerin, die öffentlich dem Islam abschwört, die liberale muslimische Theologin genauso wie der streng konservative Imam der islamischen Gemeinschaft Milli Görüs. Im Alltag begegnen wir der deutsch-libanesischen BWL-Studentin im Minirock ebenso wie der Kopftuch tragenden Muslima, die mit Kind zwei Meter hinter ihrem Mann läuft.

Die „Gesichter des Islam“ sind vielfältig, so vielfältig wie die „Gesichter des Christentums“. Das zeigt die gleichnamige Ausstellung der Landeskirche, die nach drei Jahren Wanderschaft in dreißig verschiedenen Orten nun im niedersächsischen Landtag zu sehen ist. In der Ausstellung erzählen Muslime ganz offen über ihren Glauben und berichten über Begegnungen mit Christen in der Nachbarschaft, in der Schule und am Arbeitsplatz. Sie schreiben, was sie an Deutschland schätzen, und mit welchen Problemen sie konfrontiert werden. Die Ausstellung ist ein Beitrag, um aufzuklären und Gegenbilder zu gängigen stereotypen Darstellung von Muslimen und dem Islam zu entwerfen. Denn bis heute ist es leider so: Christen und Muslime in Deutschland kennen sich viel zu wenig.

Kontroversen, die sowohl religiös als auch kulturell bedingt sind, gibt es vor allem im Bereich von Ehe und Familie. Grundrechte, wie die Gleichberechtigung von Mann und Frau sowie die Religionsfreiheit, sind innerhalb der islamischen Religionsgemeinschaften vielfach umstritten. Die Mehrheit muslimischer Theologen vertritt zudem noch immer die Auffassung, dass ein

Religionswechsel bzw. die Abkehr vom Glauben für Muslime Sünde ist und bestraft werden muss. Bisher hat der Zentralrat der Muslime als einziger islamischer Verband in Deutschland das Recht zur Konversion offiziell anerkannt. Solche Tendenzen gilt es zu stützen. Ebenso werden wir immer wieder sagen müssen, dass wir ganz gewiss für die Religionsfreiheit in unserem Land eintreten, sie ist wahrhaftig ein hohes Gut. Ebenso aber erwarten wir von unseren muslimischen Gesprächspartnern, dass sie über ihre Kontakte für die Religionsfreiheit von Christinnen und Christen in Palästina und der Türkei, in Indonesien und Pakistan eintreten.

Denn das ist doch deutlich: Berichte über Gewalt im Namen der Ehre, über Zwangsheirat und arrangierte Ehen bei Einwanderern aus islamischen Ländern haben die Republik aufgeschreckt. In vielen muslimischen Familien ist es nicht normal, dass Mädchen und junge Frauen, sich ihren Partner selbst aussuchen und sich kleiden können, wie sie wollen. Hier ist der evangelische Freiheitsbegriff in den Dialog einzubringen.

Frauen wie die Berliner Juristin Seyran Ates und die Soziologin Necla Kelek haben diese skandalösen Missstände innerhalb von muslimischen Migrantenfamilien thematisiert. Es ist ihr Verdienst, dass endlich öffentlich darüber diskutiert wird. Unterstützt werden diese kritischen Positionen nicht mehr nur von Islamkritikerinnen, sondern auch von muslimischen Theologinnen wie Hamideh Mohagheghi und Rabea Müller. Sie kritisieren die islamischen Verbände und Gemeinden, die gegen die Gewalt gegen Frauen „viel zu wenig“ tun. Noch immer würden patriarchale Traditionen religiös verbrämt, um Gewalt gegen Frauen und Mädchen zu rechtfertigen, so die Theologinnen. Diese mutigen Stimmen innerhalb der muslimischen Religionsgemeinschaft gilt es, zu stützen.

Als erster deutscher Rundfunksender hatte der SWR im April erstmalig neben religiösen Sendungen der Juden und Christen auch ein „Islamisches Wort“ (Wort zum Freitag) ausgestrahlt. Das Islamische Wort wird von einem vierköpfigen Team von Autorinnen und Autoren in deutscher Sprache verfasst. Es erscheint an jedem ersten Freitag im Monat. Ab Juni will auch das ZDF – ausschließlich im Internet – Ansichten und Kommentare aus muslimischer Sicht präsentieren. Diese Pläne haben für Widerspruch gesorgt. Denn: In Deutschland gibt es 52 Mio. Mitglieder einer christlichen Kirche und nur ca. 350.000 Muslime, die in einem religiösen Verein organisiert sind (Ca. 10% der Muslime in Deutschland).

Nun bin ich keine Expertin für den christlich-islamischen Dialog. Auffällig ist mir aber, dass es offenbar auf christlicher Seite oft an Sprachfähigkeit im eigenen Glauben und der eigenen

Tradition mangelt. Muslimische Gläubige kennen, so scheint es manchen, ihre Religion und ihre kulturellen Wurzeln besser als Christinnen und Christen. Hier muss die Frage einsetzen: Wie geht evangelisch? Wer sind wir? Und was glauben wir? Nein, es kann bei der Frage nach dem evangelischen Profil nicht um eine „Hau-drauf-Mentalität“ gehen, wie manche mutmaßen. Aber nur wer weiß, wer er oder sie selbst ist, was ich glaube, kann anderen begegnen. Insofern können Christinnen und Christen aus einem Dialog mit Menschen verschiedener Religionen viel lernen. Genau dies macht den konfessionellen Religionsunterricht an den Schulen so wichtig. Hier haben Kinder und Jugendliche die Möglichkeit, den eigenen Glauben – bzw. bei nicht Konfessionsgebundenen den evangelischen Glauben – so kennen zu lernen oder zu vertiefen, das er eigene Identität stiftet. Das kann ein allgemeiner Unterricht „Werte und Normen“ oder ein Ethikunterricht nicht leisten. Auch deshalb bejaht unsere Landeskirche den Modellversuch „islamischer Religionsunterricht“ in Niedersachsen – in deutscher Sprache, mit Curriculum und durch ausgebildete Pädagoginnen und Pädagogen.

Besonders hervorheben will ich in diesem Kontext die Broschüre „Warum beten wir eigentlich nicht zusammen?“ Hier wird versucht, Anregungen für den Schulalltag zu geben, wenn es um Gottesdienste und religiöse Feiern im multireligiösen Kontext geht. Nun haben mich auch hierzu schon kritische Anfragen erreicht, ob dies nicht eine „Schreibtischsprache“ sei. Ich kann nur sagen, ich bin allen dankbar, die sich hier auf den Weg gemacht haben, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten auszuloten. Wir leben zunehmend in einem multireligiösen Kontext, davor können wir die Augen nicht verschließen. Wie wir hier evangelisches Profil und Dialogbereitschaft, Klarheit und den ernsthaften Willen zur guten Nachbarschaft zusammen halten, ist eine zentrale Herausforderung.

Toleranz und Offenheit im Gespräch schließen nicht aus, vom eigenen Glauben Zeugnis zu geben. Christinnen und Christen sagen, dass Gott für sie nur erfahrbar ist durch Jesus Christus als Weg, Wahrheit und Leben. Muslime stellen im Dialog ihren Glauben dar, sagen, welche Bedeutung der Prophet Mohamed und der Koran für sie haben. Ziel eines Dialogs ist Respekt vor dem anderen, ein von gegenseitigem Verständnis getragenes Miteinander in unserem Land.

Zum Dialog über Religionsgrenzen hinweg gibt es keine Alternative, doch die Verstimmung zwischen EKD und den muslimischen Verbänden nach der Veröffentlichung des EKD-Papiers „Klarheit und gute Nachbarschaft“ im November 2006 zeigen die Herausforderungen für die Verständigung. Der Dialog über Religionsgrenzen hinweg ist manches Mal An-

feindungen ausgesetzt und Verdächtigungen, kann ein Balanceakt sein und verlangt enorme Anstrengungen von denen, die ihn führen wollen. Vor allem mit Blick auf die Gottesfrage, werden in dem EKD-Text die Grundlagen der Auseinandersetzung klar formuliert. Ermutigt wird zur respektvollen Teilnahme am Gebet der anderen Religion, ein multi- oder interreligiöses Gebet aber wird eher skeptisch gesehen. Spannungsbereiche wie etwa Geschlechterrollen, aber auch gemeinsam zu bewältigende Herausforderungen wie Pflege werden angesprochen.

Mich bedrückt, dass manche Muslime in unserem Land die Voraussetzung für einen offenen Dialog und Debatten über Werte durch „Klarheit und gute Nachbarschaft“ beeinträchtigt sehen. Es muss uns doch gemeinsam um eine Begegnung Augenhöhe, um Offenheit für – auch religiöse – Selbstkritik gehen. Mir liegt daran, dass wir offen etwa über unterschiedliche Positionen zur Gleichberechtigung von Mann und Frau und zur Meinungs- und Religionsfreiheit zu sprechen. Wir leben gemeinsam und miteinander in diesem Land. Ein offener Dialog, Gespräche, in denen Unterschiede benannt und über Differenzen nicht geschwiegen wird, kann dazu beitragen, Integration zu fördern und Vorurteile abzubauen. Lange Zeit wurden bestehende Unterschiede und Differenzen aus Desinteresse, Freundlichkeit oder der Furcht vor Konflikten ausgeblendet. Sicherlich verhinderte auch die Arroganz der Mehrheitsgesellschaft gegenüber „den Ausländern“ Gespräche auf Augenhöhe. Die evangelische Kirche hat über die Jahrhunderte eine gute Streitkultur entwickelt. Es ist Zeit, an diese Tradition anzuknüpfen und aus ihr Kraft zu schöpfen.

Die Diskussion zentraler Fragen der Menschenwürde und des Menschenbildes sollte unsere Kirche nicht allein dem Staat und den Politikern überlassen. Christen können sich aktiv in den gesellschaftlichen Dialog mit Muslimen einbringen. Dabei können Kirchen und Diakonie auf eine über dreißigjährige Erfahrung von Begegnungen und Gesprächen mit Andersgläubigen zurückblicken. Ich denke etwa an Beiträge der Diakonie zur Pflege in einem interkulturellen Kontext. Christlicher Glaube weiß sich in besonderer Weise verantwortlich für eine gelungene Integration. Unserer Kirche liegt daran, dass sich Menschen verschiedenen Glaubens im Respekt, aber auch im Bewusstsein ihrer Unterschiede begegnen.

Eine öffentliche Auseinandersetzung über die Herausforderungen einer multireligiösen Gesellschaft, über gemeinsame Werte und Normen tut offensichtlich not. Deshalb finde ich die Idee unterstützenswert, dass unsere hannoversche Landeskirche sich mit einem neuen Dialogprojekt einbringt. Es gibt erste Pläne, unter dem Titel „Was ich glaube – Menschen ver-

schiedener Religionen im Gespräch“ in einer Fernsehtalksendung Gemeinsamkeiten und Unterschiede ins Gespräch zu bringen. In Anlehnung an die erfolgreichen Erfahrungen mit „Tacheles – Talk am roten Tisch“ könnte „Was ich glaube – Menschen verschiedener Religionen im Gespräch“ als multimediales Projekt entwickelt werden. Dies wäre eine Fortführung des gemeinsamen Projektes von EEB, HKD und der Akademie Loccum, in dem Positionen für das Zusammenleben von Christen und Muslimen¹⁰ entwickelt wurden. Mit einem multimedialen Ansatz könnte so ein hilfreicher Diskussionsprozess für die Landeskirche insgesamt in Gang gesetzt werden.

Wichtig wird sein, Raum zu geben, die eigenen Glaubenspositionen nachvollziehbar zu formulieren. Dabei kann es Streitbar und kontrovers zugehen, aber es gilt, Lernprozesse möglich zu machen. Ziel muss sein, Unterschiede zu entfalten und kulturelle Differenzen auf ihre religiösen Wurzeln hin zu überprüfen, um daraus Verständnis zu entwickeln und möglicherweise sogar eine Annäherung. Christinnen und Christen könnten in einem solchen Dialog neu lernen, zu formulieren, was sie glauben. Um Sprachfähigkeit geht es. Erst wenn ich über meinen Glauben sprechen kann, wenn ich nicht sofort verunsichert bin durch eine andere Glaubensposition, ist ja Dialog möglich. Ein öffentlicher Dialog über unterschiedliche religiöse und kulturelle Vorstellungen ist daher auch eine Chance, bei Gläubigen zur religiösen Selbstvergewisserung beizutragen und bei Kirchenfernen Neugier auf religiöse Antworten zu den Fragen der Zeit zu wecken. Ein solches Projekt könnte auch manche Veranstaltung bzw. Diskussion vor Ort anregen.

4. „Wie geht evangelisch?“ mit Blick auf unsere Landeskirche, mit Blick auf die Ebenen von Sprengel, Kirchenkreis, Gemeinde.

Wenn das EKD-Papier „Kirche der Freiheit“ von so genannten kirchlichen Kernangeboten spricht, trifft es einen Kern unserer Zukunftsperspektiven. Manche hat die ökonomisch geprägte Sprache des Papiers abgeschreckt, das sei zugestanden. Aber dass eine Identifikation der Mitarbeitenden mit „ihrer“ Kirche notwendig ist, dass Gottesdienste durchaus Qualitätskriterien unterliegen dürfen und dass wir Kasualien bewusst und gut zu gestalten haben, das ist letzten Endes selbstverständlich. Es geht darum, die Gemeinde vor Ort zu stärken. Dazu liegt mir sehr daran, dass wir die Kommunikation nach Innen stärken. Schon die Re-

¹⁰ Vgl. Verständigung im Konflikt, hg. V. Susanne Benzler, Christoph Dahling-Sander, Friedrich Holze, Arbeitshilfe HKD 2007.

formatoren haben mit dem Buchdruck die neuesten Kommunikationsmöglichkeiten ihrer Zeit genutzt, um eine Verständigung über zentrale Grundlagen des gemeinsamen Glaubens zu stärken. Eine Möglichkeit, die wir heute bewusst nutzen sollten, sehe ich im Internet, denn das ist schon jetzt und erst recht in der Zukunft ein zentrales Medium.

Lassen Sie mich ein paar Beispiele geben. Wir planen eine Internetplattform "Evangelisch in Niedersachsen". Damit möchte ich gern die evangelische Identität, die Erkennbarkeit und das Image von Kirche und Diakonie stärken. Hier können wir gemeinsame Projekte entwickeln, theologische Foren eröffnen, die evangelische Vernetzung als "social web" voranbringen und das Zugehörigkeitsgefühl stärken.

Diese Ziele können erreicht werden, indem wir im Internetprojekt "Evangelisch in Niedersachsen" evangelische Orte (z.B. offene Kirchen, Beratungsstellen, Pilgerwege, Spirituelle Zentren etc.), evangelische Ansprechpartner (Wer ist meine Pastorin? Wie erreiche ich meine Diakoniestation? Wo kann ich in die Kirche eintreten?) und evangelische Veranstaltungen auf einen Blick sichtbar werden lassen. Gleichzeitig sollen im Sinne des "social web", der zur Zeit stärksten und innovativsten Internetbewegung, die Vernetzung aller in Kirche und Diakonie haupt- und ehrenamtlich tätigen Kräfte vorangebracht werden. Es geht um den Austausch über Arbeitsformen und Themen, um die Zusammenarbeit von Hauptamtlichen und Ehrenamtlichen in Regionen und Kirchenkreisen, um die dialogische Begegnung in Foren und Blogs. Dazu kommen theologische Basisinformationen, z.B. zum Kirchenjahr und zu Elementen lutherischen Glaubens, historische Informationen und Statements evangelischer Persönlichkeiten ("warum ich in der Kirche bin").

Das Projekt soll in Form eines Wikis realisiert, d.h. nach dem Vorbild und mit der Software des bekannten Internet-Lexikons Wikipedia. Dies bedeutet, dass die Landeskirche die Infrastruktur bereit stellt, die Einträge jedoch von den Gemeinden und Einrichtungen selbst gemacht werden. Sie können in dem Wiki "Evangelisch in Niedersachsen" auf ihre bereits bestehenden Internetangebote hinweisen oder ihre Inhalte und Veranstaltungen direkt in das Wiki eintragen und auf diese Weise sehr schnell und einfach im Internet präsent sein.

Dies können wir sicher auch kombinieren mit E-wie-evangelisch, dem Kooperationsprojekt der bayerischen und hannoverschen Landeskirche. Ja, auch hier soll geklärt werden: „Wie geht evangelisch?“ Auf inzwischen mehr als 100 thematischen Internetseiten mit Adressen wie z.B. www.e-anfang.de, e-freude.de, e-gott.de, e-zuversicht.de und seit dem Kirchentag auch: e-lebendig.de, e-kraeftig.de, e-schaerfer.de, beziehen evangelische Autorinnen und

Autoren zum jeweiligen Thema persönlich Stellung. Das gemeinsame Erkennungsmerkmal ist das für "evangelisch" stehende "E-" vor den Domainnamen. Die Domain www.e-wie-evangelisch.de ist die zentrale Übersichtsseite mit einem Verzeichnis aller Themenseiten.

Das Projekt E-wie-evangelisch wird laufend um weitere Seiten erweitert, bisher sind schon über 50 Autorinnen und Autoren beteiligt. Sie wollen die tägliche Themenvielfalt mit einem persönlich pointierten evangelischen Kommentar versehen und damit den Dialog eröffnen. Marius Strecker von der Arbeitsstelle "Vernetzte Kirche" der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Bayern und Johannes Neukirch haben das Projekt E-wie-evangelisch.de gemeinsam ins Leben gerufen.

Unsere Landeskirche hat auf diesem Gebiet ja bereits vieles geleistet – wohlgerne mit äußerst enger Personalkapazität, im Grunde ist das die Person von Herrn Pastor Neukirch, dem seit Anfang dieses Jahres Herr Erich Franz als Online-Redakteur zur Seite steht.

Jedenfalls habe ich mich sehr gefreut, als diesjährige Vorsitzende der web-fish-Jury www.kirche-entdecken.de als das erste Internet-Angebot evangelischer Kirchen für Kinder im Grundschulalter auszeichnen zu können. Es wurde im Mai 2005 auf dem Kirchentag in Hannover gestartet. Kinder lernen hier spielerisch den Kirchenraum als Erlebnisraum kennen. Kreativität und Medienkompetenz werden gefördert, Wissen über den christlichen Glauben wird spielerisch vermittelt: Die Kinder können Geschichten aus der Bibel lesen oder hören, Wissenswertes über das Kirchenjahr und über andere Religionen erfahren, ein Bibelquiz lösen und vieles mehr.

Entwickelt und betreut wird www.kirche-entdecken.de von einer Projektgruppe aus Theologen und Medienwissenschaftlern, zu der Johanna Haberer (Universität Erlangen-Nürnberg), Johannes Neukirch (Evangelisch-Lutherische Landeskirche Hannovers), Roland Rosenstock (Universität Greifswald), Marius Strecker (Evangelisch-Lutherische Kirche in Bayern) und Uli Geißler (Amt für Jugendarbeit Nürnberg) gehören. Für die Verleihung des silbernen Webfish an die Kinderseiten www.kirche-entdecken.de führte die Jury in ihrer Begründung aus, dass Kinder über diese Internetseiten eine Kirche von innen entdecken und begreifen können.¹¹

¹¹ Dass Kirche-entdecken tatsächlich ein kindgerechtes Angebot ist, wurde kürzlich durch die Verleihung des Qualitätssiegels "Erfurter Netcode" bestätigt. Im Rahmen des Deutschen Kinder- Film & Fernseh-Festivals "Goldener Spatz" wurde das Qualitätssiegel für Anbieter besonders altersgerechter und qualitativ hochwertiger Angebote für Kinder im Internet vergeben.

Kinder am Computer? Ja, wir müssen uns der Herausforderung stellen, dass das Internet mittlerweile die Grundschulen erreicht hat und müssen mit medienpädagogisch ausgereiften Angeboten darauf reagieren! Kirche-entdecken wird jedenfalls intensiv im Religionsunterricht eingesetzt.. Zum webfish und zur Auszeichnung durch den Erfurter Netcode können wir www.kirche-entdecken nur gratulieren. Jedenfalls freue ich mich sehr über diese Entwicklung, die beim hannoverschen Kirchentag 2005 ihren Ausgangspunkt hatte.

Ein weiteres Element unserer zukünftigen Internetpräsenz sozusagen am anderen biographischen Ende könnte "59 plus" werden. Nach der Zielgruppe "Kinder" ist es ebenso wichtig, ein Portal für die Generation zu schaffen, die im Umbruch vom Arbeitsleben zum Ruhestand ist. Als Träger haben sich Anfang des Jahres neben unserer Landeskirche die Evangelische Kirche in Baden, die Evangelisch-lutherische Kirche in Bayern, die Universität Greifswald und eine Projektgruppe mit Vertreterinnen und Vertretern von Einrichtungen, die mit der Zielgruppe "59plus" zu tun haben, zusammen geschlossen. Der Medienfonds der EKD hat auf 2 Jahre eine Finanzierung von 150.000,- Euro zugesagt und wir hoffen, dass das Portal im Januar 2008 starten kann.

Dass darin eine große Chance für unsere Kirche liegt, zeigen die neuesten Zahlen. Die von ARD und ZDF durchgeführte Online-Studie 2007 stellt fest: „Von den 50- bis 59-Jährigen nutzen mittlerweile 64,2 Prozent das Internet (2006: 60 Prozent), von den Über-60-Jährigen 25,1 Prozent (2006: 20,3 Prozent). Mit 5,1 Millionen Über-60-Jährigen sind erstmals mehr "Silver Surfer" im Netz als 14- bis 19-Jährige (4,9 Millionen).“¹²

Wir sehen zum Beispiel Themen wie neue Formen des Zusammenlebens und der Bildung von interessegeleiteten Communities, Wohnen im Alter, Partnerschaft im Alter, Kulturangebote, Integration in und Teilhabe an aktuellen gesellschaftlichen Prozessen und Aufgaben (z.B. Patenschaften), Gesundheit und medizinische Versorgung, Beratungsangebote, Aktivierung zur Selbsthilfe und zum Engagement für andere und vieles mehr. Ebenso im Blick sind die Übergänge vom „dritten“ ins „vierte“ Lebensalter, wenn es um Fragen wie Pflege, Hilfe im Alter und Unterstützung in altersspezifischen Situationen geht. Hier steht die Zielgruppe vor der Herausforderung, für die eigenen Eltern Lösungen im Alter zu finden.

¹² (<http://www.daserste.de/service/studie.asp>)

Kirche und Diakonie haben eine große Kompetenz in diesen Themen. Die Aufgabe eines solchen Portals wird sein, die vorhandenen Angebote zu vermitteln und zu vernetzen, Menschen zu aktivieren und Impulse zu geben. Die Herausforderung besteht dabei darin, diese Ziele in ein mediengerechtes und ansprechendes Internetangebot umzusetzen. Medien nutzen, das Evangelium kommunizieren – auch das ist gut evangelisch, seit Luther den Buchdruck und Gutenbergs Fähigkeiten für die Verbreitung seiner Theologie nutzte.

Ein wichtiger Baustein dieses Projekts ist die Gewinnung und Qualifizierung älterer Menschen als Online-Redakteure und -Redakteurinnen. Sie werden Inhalte selbst gestalten und interaktive Angebote wie Foren oder Chats betreuen. Dies nimmt das Bedürfnis älterer Menschen auf, sich weiterzubilden und zu betätigen, u.a. auch durch E-Learning.

5. Unsere Landeskirche

Aber ja, ich höre schon leichten Protest: das mit den Muslimen ist doch nicht unser Thema und was soll das mit der virtuelle Kommunikation, um Kirche vor Ort geht es. Liebe Mitglieder der Synode, ich kann Ihnen versichern, dass ich nicht nur in Israel oder Lund bin, sondern nahezu jeden Sonntag auf einer der wunderbaren Kanzeln unserer Landeskirche, ob in Wisbergholzen, Bersenbrück, Stade oder Sehnde. Da sind dann all die Sorgen und Fragen einer Gemeinde vor Ort präsent. Als Vorsitzende von Bischofsrat, Kolleg und Senat bin ich ständig mit den Fragen unserer Landeskirche befasst. Im Missionsausschuss des ELM, in Gesprächen mit der Mitarbeitervertretung, dem Pastorenausschuss, den Kirchenkreisbesuchen und so manchem Einzelbesuch und -gespräch gut eingebunden in die Realität unserer Landeskirche, auch in die Realität vor Ort. Bei allem Lamento über unsere Gottesdienste, bei aller Notwendigkeit, hier auf Qualität zu achten und den Besuch zu erhöhen, freue ich mich immer wieder, wie lebendig das gottesdienstliche Leben bei uns ist. Sicher, eine Bischöfin erlebt einen gewissen Luxus, weil sie in der Regel zum Festgottesdienst kommt. Aber auch das stimmt ja: fast 5 Millionen Menschen gehen in Deutschland Sonntag für Sonntag in einen Gottesdienst und nur 700 000 in ein Fußballstadion. Allein, die Medienberichterstattung ist diesbezüglich disproportional!

Unsere Landeskirche kann zuversichtlich und auch gelassen im Rahmen der Reform der EKD, mit Blick auf Weltverantwortung und Dialogkompetenz eine vorwärtsweisende Rolle spielen. Die Ruhe und Klarheit, mit der die leitenden Gremien diese Kompetenz wahrnehmen, sind hilfreich und weiterführend weit über die Grenzen unserer Landeskirche hinaus.

Ich denke, es wird darauf ankommen, die virtuellen Welten mit den realen Lebenswelten zu verknüpfen. Unter „Best Practice“ können wir dabei vielfältige Beispiele austauschen. Besonders fasziniert hat mich, was nächste Woche in Loccum stattfinden wird. Hier wird lebendig, was das EKD-Papier mit dem viel kritisierten Begriff der „Taufquote“ gemeint ist. Gemeindepastor Achim Köhler hatte wahrgenommen, dass es im Kirchenkreis über 400 nicht getaufte Kinder im Alter zwischen ein und zwölf Jahren gibt. Superintendentin Dr. Goldhahn-Müller nahm die Anregung auf. Die Eltern der Kinder wurden angeschrieben und eingeladen, ihre Kinder gemeinsam taufen zu lassen. Das Ergebnis ist, dass am 16. Juni, also morgen, in der Loccumer Klosterkirche und an weiteren Orten auf dem Gelände des Klosters 62 Kinder aus 43 Familien getauft werden. Anschließend sind die 745 Eltern, Paten und Angehörigen zu Kaffee und Kuchen in „Priors Garten“ eingeladen.

Ich finde dieses Projekt ganz großartig! Es zeigt, dass „Kirche der Freiheit“ Recht hat, wenn formuliert wird, unsere Kirche im Jahre 2030 biete „Heimat und Identität an für die Glaubenden und ist ein zuverlässiger Lebensbegleiter für alle, die dies wünschen. Ein vergleichbares Anspruchs- und Qualitätsniveau in allen geistlichen und seelsorgerlichen Kernvollzügen zeichnet die Erkennbarkeit und Beheimatungskraft der Evangelischen Kirche aus.“¹³ Da ist Loccum mit dem Kloster aus dem Jahre 1163 schon ein bisschen schneller als die Vision von 2030.

Aber auch andere Beispiele gibt es, manchmal wenig spektakulär, aber ungeheuer beeindruckend, weil sie zeigen, „wie evangelisch geht“. Ich denke an meinen letzten Kirchenkreisbesuch in Bremervörde-Zeven. Da die Wartezeiten beim Schuldnerberater neun Monate lang sind, haben sich kompetente Ehrenamtliche bereit erklärt, als „Schuldnerbegleiter“ im Vorfeld tätig zu werden. Sie helfen den Überschuldeten, in der Warteschleife auf die Beratung ihre Papiere zu ordnen und können so schon manchen Gläubiger beruhigen. Das Ganze ist eingebettet in ein neu gegründetes diakonisches Zentrum, in dem mitten am Marktplatz, gegenüber dem Rathaus verschiedene evangelische Beratungsangebote zusammen kommen. Ja, auch so geht evangelisch: auf dem Marktplatz Samariter sein, da sein, offen, unprätentiös.

Kirche vor Ort und Vernetzung im Internet, lokale Ebene und weltweite Vernetzung schließen sich nicht aus. Unser Flyer zur Vorstellung unserer Landeskirche trägt den Titel „Kirche mit weitem Horizont“. Da mag das flache Land gemeint sein, das Landesbischof Friedrich in sei-

¹³ Kirche der Freiheit, aaO., S. 49.

nem Grußwort vor der Synode mit bayrischem Humor kommentiert hat. Aber damit ist ja vor allem gemeint, dass wir das lokale und das Weite, den Ort und den weltweiten Horizont zusammen denken können. Das erlebe ich bei den vielen Gottesdiensten in Gemeinden vor Ort immer wieder: da ist die Partnergemeinde aus der sächsischen Landeskirche anwesend, da wird für die Partnergemeinde in Südafrika eine Kollekte gesammelt, da gibt es ein Grußwort der äthiopischen Partnergemeinde. Wir sind Kirche mit weitem Horizont. Vor Ort präsent in den Kernangeboten, von denen „Kirche der Freiheit“ spricht, bemüht um die Motivation unserer haupt- und ehrenamtlich Mitarbeitenden, bereit zum kirchlichen Handeln in der Welt und durchaus fähig zum Aufbruch in unserer Selbstorganisation.

Ein Reformprozess in unserer Landeskirche und in der EKD – das bedeutet in der Tat Arbeit am eigenen Profil. Dazu hat diese Landessynode viel beigetragen, auch wenn der Wind von vorn blies. Damit hat sie unsere Landeskirche aber zukunftsfähig gemacht. Dafür bin ich ihr von Herzen dankbar. Ich denke, damit sind wir wiederum gut lutherisch. In einer Tischrede 1538 sagte Martin Luther: „Alles was in der ganzen Welt geschieht, geschieht in Hoffnung. Kein Bauer würde ein Korn säen, wenn er nicht die Hoffnung auf Ernte hätte; kein Mann würde heiraten, wenn er nicht die Hoffnung auf Nachkommen hätte. Kein Kaufmann oder Tagelöhner würde arbeiten, wenn er nicht Gewinn und Lohn erwarten würde. Um viel mehr treibt uns die Hoffnung aufs ewig Leben vorwärts.“¹⁴

Ja, genau, so „geht evangelisch“: orientiert am Wort Gottes, voller Hoffnung auf Gottes Zukunft und das ewige Leben, aber genau von daher weltzugewandt, bereit zu Verantwortung und Dialog, zu Kritik und Gestaltung.

Vielen Dank für Ihre Aufmerksamkeit.

¹⁴ WATR 3; 642,22 (Nr. 3828).